

sich die falschen oder ungenügenden Strategien durch? Woher kommt die Torheit der Regierenden, die man grosso modo für die Kriegsszenarien von Afghanistan bis Syrien konstatieren muss? Müssen wir nicht von der Hybris der Macht reden und von bornierten Gewinninteressen?

Es ist nicht falsch, pragmatische Reformvorschläge zu machen, aber die Weltprobleme sind ohne einen Paradigmenwechsel nicht zu lösen. Brockmeier und Rotmann schreiben, man könne nicht alle Weltprobleme ursächlich lösen. „*Es geht uns [...] nicht darum, jahrzehntelange gesellschaftliche Debatten zu lösen – ob wir keine Waffen mehr exportieren dürfen, ob wir unseren Konsum massiv einschränken müssen zugunsten fairer Handelsbedingungen oder zur Anpassung an den Klimawandel.*“ Oder an anderer Stelle: „*Wir schreiben nicht über die großen, fernen Friedenschancen einer gerechteren Welt. Wir schreiben über die kleinen, konkreten Chancen für mehr Frieden und mehr Sicherheit innerhalb der ungerechten Welt.*“ (S. 21)

Es braucht eine gehörige Portion Pragmatismus, wenn man in der Internationalen Politik etwas erreichen will, und es ist nicht a priori falsch, sich dabei auf Dinge zu konzentrieren, die am ehesten lösbar erscheinen. Dennoch wird mit zu kleiner Münze gehandelt, wenn die oben genannten Grundprobleme systematisch ausgeklammert bleiben. Dies scheint mir das Grundproblem solcher Politikberatungsinstanzen, wie des GPPI, zu sein: Die Nähe zu den Machthabenden verstellt den notwendigen Blick auf die Gesamtheit der jeweiligen internen wie externen Konfliktursachen. Vielleicht spielt auch eine Rolle, dass man sich nicht allzu sehr mit den »Staatenlenkern« anlegen will. Dann bleiben die weltweite Aufrüstung, nicht zuletzt der NATO-Staaten, die steigenden Waffenausfuhren, der »unfaire« Welthandel, die Externalisierung unserer Umweltkosten zu Lasten der Entwicklungsländer, die auch durch internationale Finanzinstitutionen bewirkte Fragilität vieler Staaten eben Nicht-Themen.

Ein friedenspolitischer Ansatz jedoch, der nur auf den Bewusstseinswandel der Regierenden setzt und ansonsten an der Dominanz der westlichen Industrienationen und den globalen Produktions-, Verteilungs- und Machtverhältnissen nicht rühren will, ist unzureichend. Da sind die Konzepte der großen christlichen Frieden unter der Überschrift »Gerechter Frieden« entschieden weiter und angemessener.

Paul Schäfer

Er ist Mitglied der W&F-Redaktion.



Anne Burkhardt (2019): **Kino in Kolumbien – Der innerkolumbianische Konflikt im Film zwischen Gewaltdiskurs und (trans-) nationaler Identität.** Bielefeld: transcript, ISBN 978-3-8376-4673-3, 422 S., 49,99 Euro

Kolumbien ist ein Land mit einer langen Gewalttradition. Die Meinungsfreiheit ist nach wie vor eingeschränkt, die Kinoproduktion findet noch immer unter prekären Bedingungen statt, und im Land produzierte Filme werden nur selten auf großen internationalen Festivals gezeigt. Zwar gab es in der Vergangenheit einige erfolgreiche Ausnahmen, und interessante Experimente der letzten zwei Jahrzehnte erlangten Schritt für Schritt internationale Anerkennung. Doch was gab es vorher? Wie war dieses Kino, und wie war und ist seine Interpretation und Darstellung der Gewalt, wie sein Verhältnis gegenüber den Behörden und dem nationalen und internationalen Publikum? Burkhardts Werk nimmt uns mit auf eine 45 Jahre lange Reise durch Kolumbien auf der Suche nach der Darstellung und Abbildung seines inneren Konflikts im Kino. Bringt uns diese Darstellung neue Lesarten? Um dies zu beantworten, beschäftigt sich die Autorin zuerst mit der kolumbianischen Filmgeschichte und den verschiedenen Diskursanalysen von der Gewalt. Erst nachdem konkrete Phasen der kolumbianischen Kinoproduktion identifiziert sind, kommen wir zur Analyse der Filme, die exemplarisch für jede Phase stehen. Durch ihre tiefgründige Forschung über die Filmgeschichte Kolumbiens wird bald erkennbar, dass in der knappen kolumbianischen Filmliteratur Filmkritik oft mit Filmgeschichte verwechselt wird. Diese Literatur ist meist aus einer einzigen Perspektive, entweder aus den Sozial- oder den Politikwissenschaften oder aus dem Journalismus geschrieben, was methodisch ungeeignet ist, da es eindimensional bleibt. Um dies zu überwinden, bedient sich Burkhardt der »Culture Studies«, in denen sich Film-, Sozial- und Kulturwissenschaften ergänzen. Diese interdisziplinäre Methode

legt Spannungsverhältnisse zwischen allen oben erwähnten Disziplinen offen. Sie berücksichtigt so nicht nur die Intentionen der Regisseure – ausschließlich Männer! – in Bezug auf den Konflikt selbst, sondern auch andere Aspekte, wie die Anforderungen der Förderinstitutionen, die marktwirtschaftlichen Gesetze des Filmsektors und nicht zuletzt die politischen Absichten der kolumbianischen Regierungen.

Kolumbiens Geschichte ist geplagt von sozialen und bewaffneten Konflikten. Der Konflikt, mit dem alles begann, ist die Kolonisierung. Mit der Unabhängigkeit (1810-1819) wird die Herrschaft im Lande zwar umgeschichtet, die neue Führungsschicht ist jedoch unfähig bzw. uninteressiert, weitere Machtverhältnisse der Kolonialzeit zu überwinden, die das Land bis heute stark charakterisieren. An erster Stelle finden wir die Kluft zwischen Arm und Reich sowie die zwischen Land und Stadt, beide überwiegend ethnisch geprägt. So bleibt bei jeder politischen Veränderung an der Spitze des Staates ein meist armer und ländlicher Teil der Bevölkerung ausgeschlossen.

Nach der Unabhängigkeit erlebt das Land während des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts mehrere erklärte Bürgerkriege zwischen den zwei oligarchischen Parteien, den Konservativen und den Liberalen. Dies mündet in den 1950er Jahren in einem degenerierten, nicht erklärten Krieg, voller Racheakte, aus denen als Stellvertreter die Mordschwadronen (der Konservativen) gegen die Bauernguerillas (der Liberalen) entstehen. Diese Zeit, die eine Zäsur darstellt, ist bekannt als die »Violencia« (Gewalt). Nach einer kurzen Militärdiktatur (1953-1957) schließen die zwei Parteien einen Pakt, in welchem sie beschließen, sich die Macht sechzehn Jahre lang zu teilen, was von den liberalen Guerillas als Betrug empfunden wird. Dies bringt sie in Kontakt mit politisch linken Sektoren im Lande, die von diesem Pakt ebenfalls ausgeschlossen blieben. Dies erklärt zum Teil die Entstehung der in den 1960er Jahren gegründeten marxistischen Guerillas, die eine neue Art von Konflikt im Gang bringen. Als Antwort auf diese Gruppierungen werden ab den 1970er Jahren die ersten paramilitärischen Strukturen seitens der Armee und der Großgrundbesitzer*innen gebildet. Zusätzlich erhitzt der Drogenhandel ab den 1980er Jahren einen Konflikt, in dem die Gewalt nicht mehr Mittel ist, sondern das eigentliche Ziel.

Burkhardt fragt nach den unterschiedlichen Strategien, die die Regisseure verwenden, um den Konflikt zu reflektieren, stets in dem Bewusstsein, dass Kino eine politische Waffe ist, da hier ein gesellschaftlicher Kampf zwischen verschiedenen »Wahrheiten« stattfinden kann. So fragt

die Autorin nach den Gewaltursachen und Verantwortlichkeiten. Bzgl. der Kinoproduktion identifiziert sie vier Phasen in der kolumbianischen Filmgeschichte. Die erste Phase (1959-1978) entspricht der ersten Verarbeitung der »Violencia« als Gegenstand der Handlung und ist geprägt von der Abwesenheit jeglicher Förderung. Bei diesen Filmen werden keine Ursachen der Gewalt sowie keine eindeutige Zugehörigkeit der Täter*innen thematisiert. Letztere werden als Cowboys dargestellt, die einen Terror verbreiten, der nachgerade als Naturgewalt erscheint.

Die zweite Phase (1978-1993) ist gekennzeichnet von der staatlichen Subvention. Der Staat will nun das Entstehen einer nationalen Identität in einem Land fördern, das aus stark kulturell und geographisch getrennten Regionen besteht. Die Regisseure hingegen fangen an, von einem transnationalen Kino der sozialen Anklage zu träumen, das es den globalen Zuschauer*innen ermöglicht, sich mit der Tragik der lokalen Gewalt zu identifizieren. Dieses Paradox führt nicht selten zu Zensur und Autozensur, denn das Hauptthema dieser Filme bleibt vorwiegend die »Violencia«, in der sich der aktuelle bewaffnete Konflikt widerspiegelt.

Die dritte Phase (1993-2003) ist vom Bankrott der staatlichen Förderinstitution gekennzeichnet. Die Filmproduktion wird massiv geschwächt und lebt nur dank internationaler Koproduktionen weiter. Diese Zeit wird zudem von der zunehmend ausufernden Gewalt geprägt, sodass die Kinosäle aus Angst vor dem Terror der Drogenkartelle leer bleiben. Hingegen stellt die vierte Phase (2003-2015) den Höhepunkt der kolumbianischen Kinoproduktion dar, dank der Verabschiedung eines effizienteren Gesetzes zur Filmförderung. Es entwickelt sich ein transnationales Kino mit globalem Bedeutungspotenzial, in dem die Reflexion über den Konflikt breit wie nie zuvor erfolgt, beispielsweise aus der Perspektive der Opfer und deren Marginalität.

Burckhardts gelingt es in ihrer Monographie, die Fallstricke der bis dahin verzerrten und partiellen Forschungen zu vermeiden, indem sie die Filme einer interdisziplinären Analyse unterzieht. Sie macht sichtbar, wie die Zeit und der Kontext die Darstellung der Ereignisse im Plot bestimmen. Nicht zuletzt ist ihre objektive Analyse zum Teil wohl deshalb gelungen, weil sie als Nicht-Kolumbianerin über einen breiten Blickwinkel verfügt, der von innen kaum möglich wäre, da man als Kolumbianer*in niemals unparteiisch bleiben kann. So ist der innere, bewaffnete Konflikt in Kolumbien mit all seinen Auswirkungen – wie es die Autorin mehrfach formuliert – vermutlich der einzige

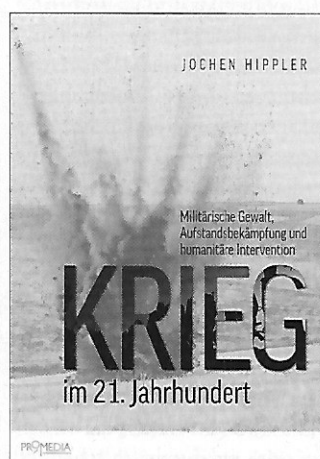
gemeinsame Nenner, von dem alle Kolumbianer*innen in ihrer Biographie in irgendeiner Art und Weise geprägt sind.

Dieses Buch ist eine faszinierende Reise durch das kolumbianische Kino der letzten 45 Jahre, auf der man erfreulicherweise auf Klassiker, weniger bekannte sowie auf völlig unbekannte Filme stößt. Trotz gewisser technischen Schwächen und bescheidener finanzieller Mittel bergen diese Filme ein politisches und künstlerisches Potenzial, das es dem lokalen und dem transnationalen Publikum leicht macht, sich ihn ihnen wiederzufinden. Nach der Lektüre von »Kino in Kolumbien« freut man sich umso mehr auf die möglichen Lesarten, die die aktuellen Friedensverhandlungen mit ihren Erfolgen und Misserfolgen in den kommenden Jahren auf der Leinwand finden werden.

Ich bin sicher, eine Übersetzung des Bandes ins Spanische würde in Kolumbien und in der ganzen spanischsprachigen kinointeressierten Welt sehr begrüßt werden.

Christian Garrido

Der Rezensent studierte deutsche Philologie an der Universidad Nacional de Colombia in Bogotá, Romanistik an der Phillips-Universität Marburg und Drehbuch an der freien Kinoschule filmArche in Berlin. Er ist Mitglied des kolumbianischen Kollektivs »Unidos por la paz – Alemania« in Berlin, welches sich gegen Menschenrechtsverletzungen sowie für den Aufbau des sozial gerechten Friedens in Kolumbien einsetzt.



Jochen Hippler (2019): **Krieg im 21. Jahrhundert – Militärische Gewalt, Aufstandsbekämpfung und humanitäre Intervention.** Wien: Promedia, ISBN 978-3-85371-457-7, 312 S., 22 Euro
Hipplers Werk ist nach eigenen Angaben „kein Handbuch zur Führung von Kriegen und kein pazifistisches Manifest“. Und doch:

Unter Einbeziehung der gängigen Literatur werden die Themen Krieg, seine Metamorphosen im Laufe der Jahrhunderte, die Bausteine des Krieges, Militär & Waffen und bewaffnete Konflikte der Neuzeit systematisch abgearbeitet. Herausgearbeitet wird schließlich eine Charakteristik der gegenwärtigen Kriege, auch die Frage betreffend: Was ist wirklich neu an den so genannten »Neuen Kriegen«?

Damit schrieb Hippler ein Buch, das Leser*innen ein kompaktes Wissen vermittelt, welches zum Nachdenken über den Krieg anregt. Empfohlen sei es allen, die argumentativ denen etwas entgegen wollen, die Militärinterventionen das Wort reden, weil sich bestehende Konflikte nur so lösen ließen. Hippler nimmt eine nüchterne Bestandsaufnahme dessen vor, was durch solche Eingriffe bewirkt wurde und woran diese letztlich gescheitert sind. Ein pazifistisches Manifest ist das Buch in der Tat nicht, weil Hippler die Frage, ob militärische Gewalt eingesetzt werden soll, um Frieden zu schaffen, zwar nicht für obsolet, aber für ethisch-abstrakt bzw. für nachgelagert hält. Er widmet sich stattdessen möglichst konkret der Frage, ob und wie Gewaltkonflikte mit militärischen Mitteln durch »äußere« Interventionen beendet bzw. gelöst werden können – oder eben nicht. Im Übrigen reichen ihm pragmatische Gründe, um gegen Krieg und Gewalt zu sein, ohne dass er die Frage nach der ethischen Gesinnung für überflüssig halten würde. Sein Buch liefert genug Gründe, um nach (!) einer unbefangenen Analyse der kriegesischen Konflikte Militärinterventionen äußerst skeptisch bis ablehnend gegenüber zu stehen.

Im Einzelnen interessant und anregend ist der Abschnitt des Buches über die Rolle der Religion in den Gewaltkonflikten. Hippler rückt dabei den Buddhismus ins Blickfeld, der ja gemeinhin als eher friedfertig gilt. Er zeigt, wie eine auf Gewaltlosigkeit gründende Ideologie bzw. Weltanschauung mit ihrer Vereinnahmung durch Staat und Machthabenden schon vor Jahrhunderten »umgedreht« wurde. Am Beispiel des Zen-Buddhismus in Japan im vorigen Jahrhundert und aktuell des singhalesischen Nationalismus (Sri Lanka) wird deutlich, wie der Buddhismus als Staatsreligion und als soziale Bewegung (Mönchsorden) zur Befürwortung äußerster Gewaltanwendung genutzt wird. Die Grundeinsicht, dass es eben auf die konkret-historische Verflechtung von Religion, Staat und Gesellschaft ankomme, ist wahrscheinlich unstrittig. Aber erübrigt sich damit zugleich jegliche Unterscheidung, ob Religionen bzw. Ideologien eher friedliebend oder eher gewalttätig sein können?

Warum das Buch ein Kapitel über die »Kriege im Nahen und Mittleren Osten«